

Tagungsbericht "Umsorgtes Altern" (von Bernt Schnettler)

Wissenssoziologische Erkundungen im Dienstleistungssektor Binationaler und Interdisziplinärer Workshop der Sektion Wissenssoziologie der DGS in Zusammenarbeit mit dem Institut für Interdisziplinäre Gerontologie an der Hochschule Vechta, 27. und 28. April 2001

Das Phänomen des Alterns in einer spätmodernen Gesellschaft aus der Perspektive unterschiedlicher Disziplinen der Sozial- und Humanwissenschaften in den Blick zu nehmen, war das erklärte Ziel der Ende April im norddeutschen Vechta veranstalteten Tagung. Nicht nur wegen der prognostizierten demographischen Entwicklung, vor allem auch aufgrund der sich durch Enttraditionalisierung und fortschreitende Pluralisierung von Lebensformen ergebenden Herausforderung stellten sich die Veranstalter damit einer der großen Aufgaben auf der gegenwärtigen Agenda. Wie Anne Honer (Vechta), deren Initiative sich das Symposium verdankte, einleitend hervorhob, entzieht sich Alt sein - so scheint es zumindest - immer stärker einer klaren Definition, sowohl aus der subjektiven Wahrnehmung der numerisch immer stärker vertretenen Älteren in unserer Mitte selbst, als auch in gesellschaftlicher Hinsicht auf sie. Die Erfahrung des älter Werdens ist uns allen unmittelbar - ob erwünscht oder befürchtet - nur allzu vertraut, indes: ob wir auch als alt (genug) oder gar schon alt gelten, wird uns und den anderen immer zweifelhafter. Und das paradoxerweise - oder gar deshalb? - weil immer mehr von uns eine bestimmte Anzahl von Lebensjahren bereits erreicht haben. Sorge kann, muß uns dieser im doppelten Sinne unaufhaltsame Prozeß aber nicht machen. Beobachten läßt sich allerdings, daß dieser als Auflösungserscheinung begreifbaren Entwicklung kollektiv verfügbarer einheitlicher Altersvorstellungen eine wachsende Anzahl an Dienstleistungsangeboten gegenübersteht, die sich mit ökonomischen, sozialtherapeutischen, sozial- oder bildungspolitischen Versorgungsleistungen genau an diese - als homogene Gruppe inexistent - Einheit richten.

Was also läßt sich aus wissenschaftlicher Perspektive über das Phänomen des als "differentiellen Alterns" verstandenen Problems aussagen? Wie die Erfahrungsqualitäten des Alterns beschreiben, wie die Deutungsmuster und -schemata der Alten, ihre spezifischen Handlungs- und Bewältigungsmuster verstehen und die Ideologie und Pragmatik der auf sie - vorgeblich - zugeschnittenen Dienstleistungsangebote enthüllen? Es hätte keinen geeigneteren Ort geben können, als die kleinste und jüngste deutsche Universität in Vechta, an welcher der Studiengang Interdisziplinäre Gerontologie das zahlenstärkste Fach darstellt, um das Wagnis einer breiten, interdisziplinären Diskussion und wissenssoziologischen Reflexion über das Verhältnis von Altern und aktuellen gesellschaftlichen Bedingungen einzugehen. Daß das Experiment, das leicht zu einer der üblichen wechselseitigen Taub-, Blindheiten und babylonischen Verwirrungen interdisziplinärer Großtagungen hätte degenerieren können, zu einer äußerst fruchtbaren, mit allseitiger Aufmerksamkeit und aufrichtigem Interesse aneinander stattfindenden Konferenz geriet, ist vor allem der vorzüglichen Organisation und Umsorgung durch die lokalen Veranstalter zuzurechnen. Eine derartige Realisierung disziplinübergreifender Diskussion lebt, wie der Rektor der Universität Vechta Jürgen Howe in seinem Grußwort betonte, in wesentlichem Maße von der Selbstverpflichtung auf den Verzicht um den Anspruch einzelner Disziplinen, sich in diesem Forschungsfeld als Leitdisziplin zu installieren.

Die Vieldimensionalität des Themas und des wissenschaftlichen Zugriffs darauf reflektierte sich deshalb auch in den Diskussionsbeiträgen der Vortragenden. Auf die veränderten Folgen des "sozialen Todes" in traditionellen, in modernen Industrie- und in postmodernen Gesellschaften reflektierte Ronald Hitzler (Dortmund) in seinem Beitrag. Zog diese radikale

Variante gesellschaftlichen Reputationsverlustes in einfachen Gesellschaften schnell das physische Ableben der Betroffenen nach sich, und läßt sich nach der Pensionierung auch in Arbeitsgesellschaften noch ein "kleiner sozialer Tod" beobachten, so haben sich die Überlebenschancen der aus den primären und sekundären Vergesellschaftungsverbänden Entlassenen gegenwärtig radikal verbessert: Ausweglosigkeit aus sozialmoralischen Ordnungen sei uns fremd geworden, da Mitglieder der Gegenwartsgesellschaft heute bereits früh die Abnabelung aus den Verbänden lernten, die einst Kirche, Familie, Klasse, Schicht, Geschlecht oder Berufsgruppe bildeten. Passagerität werde zum zentralen Charakteristikum eines spätmodernen Lebensmodus, die es uns ermögliche, typischerweise nicht ins existentielle Nichts zu versinken, wenn wir aus bestehenden Kollektivzusammenhängen herausfallen oder -gedrängt werden. Wir leben, in Anlehnung an Alfred Schütz gesprochen, permanent in "Wir-Beziehungen" auf Widerruf. Jeder gehe seine eigenen biographischen Wege, und sterben - weder im physischen, noch im sozialen Sinne, müßten wir heute typischerweise nicht, wenn unsere sozialen Gefüge und Gehäuse brüchig werden. Doch hat der spätmoderne Zeitgenosse damit etwa schon den Traum vom "ewigen sozialen Leben" erreicht? Daß der Traum (sozialer) Unsterblichkeit weiterhin unerreichbare Fiktion bleibe, demonstrierte Hitzler an den Implikationen, die sich aus der damit verbundenen Anforderung ewiger Jugendlichkeit ergäben. Ewig sozial jung zu bleiben, bleiben zu müssen, impliziere nämlich nicht nur die Konservierung jugendlichen Aussehens und Auftretens, sondern auch ein ausgeprägtes Modebewußtsein, hinlängliche Fitness sowie ausreichende Kenntnis über die aktuellen Trends. Jugendlichkeit in diesem Sinne, im Verbund mit einer mentalen Disposition zur Selbstentpflichtung und dezidierten Unerwachsenheit, sei in der Tat bei einer wachsenden Zahl von Alternen zu beobachten. Zudem verliere das tatsächliche Lebensalter gegenüber dieser notwendigen Haltung tendenziell an Bedeutsamkeit. Weder institutionelle Zwänge, die Gesellschaft, oder kleine Gemeinschaften, noch die existentiellen Bedingungen des menschlichen Lebens selbst könnten deshalb Menschen dazu zwingen, erwachsen zu werden. "Spätmoderne Bastelexistenzen" tendierten dabei dazu, sich in "postmoderne Designerexistenzen" zu verwandeln. Einzig ein Segment im gesellschaftlichen Plurikosmos, der jenseits des Rubikons ewiger Jugendlichkeit den sozialen Ort der gesellschaftlich Toten darstelle, meint Hitzler zu identifizieren: Die Exklusion aus dem Trend. Anders als der moderne Passageritus der Pensionierung aber transportiere kein sozialer Automatismus die heute tatsächlich Alten ins soziale Abseits; nur der Verlust der eigenen Trendrelevanz lasse sie zu "Marketingzombies" werden, zu solchen, die, da aus ihrer Zielgruppe herausgeworfen, tatsächlich alt seien.

Dem Phänomen wachsenden politischen Engagements älterer Mitbürger ging Sighard Neckel (Wuppertal) in seinem Vortrag nach. Allgemein zeige deren politisches Verhalten ein konventionelles Muster, das sich in starker Wahlbeteiligung und hoher Mitgliedschaft in politischen Organisationen ausdrücke. Demgegenüber sei der Anteil der politischen Aktivbürgerschaft noch klein, allerdings deutlich wachsend. So waren bereits in den siebziger Jahren in der Bundesrepublik die ersten kommunalen Seniorenbeiräte entstanden, die Grauen Panther artikulierten sich als erste politische Selbstorganisation und in Parteien und Gewerkschaften wurden altenpolitische Untergliederungen eingerichtet. Damit wuchs ein altenpolitischer Aktivismus, dessen Ausmaß auf etwa 3 Millionen Personen geschätzt wird. Jedoch sind deren personelle Träger nicht identisch mit den gesellschaftlich besonders benachteiligten Alten. Vielmehr stammen diese mehrheitlich aus gutsituierten Milieus, sind überwiegend Männer mit großstädtischem Hintergrund und verfügen deutlich häufiger als die Bezugsgruppe über eine akademische Ausbildung. Damit offenbare sich das Phänomen verstärkten altenpolitischen Engagements nicht - wie die Verelendungsthese suggeriert - als Folge einer Verschlechterung der Lebensgrundlagen, sondern sei vielmehr Ausdruck einer Besserstellung der Alten. Neckel analysierte sodann exemplarisch drei Typen altenpolitischer

Artikulation, bei denen die grauen Panther paradigmatisch für einen expressiven Typus starker Minderheiten, die kommunalen Seniorenbeiräte als Beispiel für einen instrumentellen Typus professioneller Interessenpolitik von Experten und die Senioren Union der CDU für eine Instrumentalisierung der Altenpolitik im Sinne übergeordnete organisationelle Ziele untersucht wurden. Die Gründe für einen allgemeinen Anstieg politischen Engagements der Älteren sieht Neckel in strukturellen Spannungen fundiert, die aus einem Deutungsrahmen resultieren, in dem traditionelle Rollenzuweisungen nicht mehr akzeptiert werden und als deren Voraussetzung ein Anwachsen subjektiver Handlungschancen gelten darf. Diese Entwicklung werde zudem unterstützt von einem kulturellen Leitbild, das die Aktivität von Alten betone und zudem mit institutionellen Angeboten und Artikulationsmedien einhergehe, so daß im Modell aktiver Politikbürgerschaft ein günstiger Rahmen für politisches Handeln von Älteren bis ins hohe Alter geschaffen sei.

Ausgehend von systemtheoretischen Annahmen zeigte der Beitrag von Achim Brosziewski (St. Gallen) einige der Paradoxien auf, welche die Vorsorge speziell für altersbezogene Güter und Dienstleistungen kennzeichnet. Die Hauptproblematik der wirtschaftlichen Koordination von Leistungsabgaben und Leistungsbedarfen wäre hierbei in der beidseitigen Koordination von Körpern und Karrieren zu sehen. Die Evolution altersspezifischer Märkte, Anspruchslagen und Produktionsbedingungen würde nicht zuletzt von den massenmedialen Definitionen über Alterslebensstandards und Rentabilitätserwartungen altersspezifischer Unternehmungen abhängen. Wissenssoziologisch wäre vor allem auf die verschiedenen Formate der Quantifikation zu achten, die die Semantik einer altersdemographisch irritierten Wirtschaft nachhaltig prägen werde. Eine weitere Variante systemtheoretisch inspirierter Reflexion über den Gegenstand der Tagung offerierte Manfred Lauer (Bielefeld). Im Zentrum seines Vortrags stand die Frage, ob sich Altern als soziales System beschreiben lasse. Vor dem Hintergrund eines kulturellen Vergleiches mit Brasilien, in dem die Beziehungsakkumulation im Laufes des Lebens als politisches Instrument gegen den Jugendlichkeitswahn fungiere und den Alten eine herausgehobene Position in einer ohne soziale Sicherungssysteme funktionierenden Gesellschaft garantiere, arbeitete Lauer die Kulturspezifik dieses allenfalls als "weich" zu begreifenden, da nicht universell vorhandenen, sozialen Systems heraus. Entlang der Deklination systemtheoretischer Leitkategorien identifizierte Lauer dabei die Unterscheidung alt/jung als die Codierung dieses Systems, dessen Programm sich beschreiben ließe als die Behandlung von Tod/Sterben. Da sich mit der Etablierung der Disziplin der Gerontologie zudem bereits die Herausbildung eines spezifischen Reflexionssystems beobachten lasse und - auf Hitzler bezugnehmend - die Kontingenzformel "forever young" gelte sowie als semiotischer Mechanismus die Bearbeitung des Körperverfalls der Form Person im Zentrum stehe, erfülle Alter in der Tat alle relevanten Kriterien für die Anwartschaft auf ein echtes - allerdings "weiches" (s.o.) - System.

Das Verhältnis von modernen Massenmedien und älteren Menschen stand im Fokus der Beiträge von Angela Keppler (Dresden) und Jo Reichertz (Essen). Keppler konstatierte den bislang dürftigen Forschungsstand über die Medienrezeption dieser Bevölkerungsgruppe, der in einem markanten Mißverhältnis zu der Fülle an Untersuchungen zum Medienverhalten von Kindern und Familien stehe - und das, obwohl ältere Menschen zu den Vielsehern gehörten, sich stark mit den angebotenen medialen Inhalten identifizierten und sich durch eine wenig kritische Rezeption auszeichneten. Fernsehen diene in dieser Zuschauergruppe signifikant häufiger als in anderen als Ersatz für fehlende Kommunikationspartner und als Strukturierungsinstrument für den Tagesablauf, wie Forschungen mit Bezug auf die USA und Europa zeigten. Allerdings trügen die bisherigen Untersuchungen dem Umstand, daß zahlreiche Faktoren die Rezeptionsgewohnheiten beeinflussen sowie der kulturellen

Differenzierungen der subjektiven Lebenswelten auch von Alten zu wenig Rechnung, weshalb die kreativen Aspekte in diesen von Ersatz- und Rückzugshypothesen geleiteten Forschungen zu wenig in den Blick genommen würden. Anhand eines empirischen Beispiels, bei welcher die Begleitgespräche bei der Rezeption von Volksmusiksendungen analysiert wurden, demonstrierte Keppler dann die mögliche Richtung einer Forschung, die diesen Erfordernissen besser entgegenkommen könnte. Volksmusiksendungen wurden als paradigmatisches Exempel ausgewählt, da diese eine steigende Bedeutung unter den Unterhaltungssendungen einnehmen und sich deren Publikum zudem in signifikantem Maße vor allem aus über Fünfzigjährigen zusammensetzt. Die Fokussierung auf Begleitgespräche ist dabei geleitet von der Hypothese, daß die Medienrezeption innerhalb seiner lebensweltlichen sozialen Einbettung zu untersuchen sei und Medienrezeption, entgegen den Clichés solitären Konsums, häufig gemeinschaftlich stattfindet und in kommunikativen Prozessen verarbeitet werde. Die gattungsanalytische Untersuchung fernsehbegleitenden Sprechens offenbart die strukturellen Merkmale dieses Konversationstypus, bei dem Bemerkungen zu Liedertexten und zur Musik, zur Kleidung und zum Aussehen der Akteure sowie zur visuellen Inszenierung immer wieder als Erinnerungsressource einer gemeinsamen Vergangenheit der zuschauenden Paare genutzt werden und in deren Vergegenwärtigung, etwa im Mitsummen von Melodien der eigenen Jugend, in der konmemorativen Wiederbelebung vergangener Gemeinschaftserlebnisse das Gemeinschaftsgefühl eine Aktualisierung erfahre.

Auf den Darstellungszwang des Alters - prinzipiell jeden Lebensalters - , sei es numerisch, biologisch oder sozial festgelegt, verwies Reichertz in seinem Vortrag über das Altenbild in der Werbung. Einander, aber auch einem strukturellen Dritten, müssen über kulturelle Praktiken der Altersdarstellung, in welche die jeweils gültigen Repräsentationskonfigurationen der gesellschaftlich konstruierten Bedeutung des Alters eingehen, angezeigt werden, wie alt man ist. Diese Darstellungsnotwendigkeit werde dabei insbesondere über körperliche Merkmale codiert und kommunikativ durch die Ausformung spezifischer Typen vermittelt. In Soap-Operas etwa läßt sich ein Repertoire rekonstruieren, das sich vor allem aus der Variation von vier Grundtypen speise: dem "Altruisten", dem "Professionellen", dem "nicht von der Bühne abtreten Wollenden" und dem "autoritären" Typus des Alten. In der Werbekommunikation treten zudem, wie veranschaulicht wurde, weitere Typen auf - so etwa der des "junggebliebenen Alten". In jüngster Zeit ließen sich zudem in der medialen Darstellung von Alten Entzauberungen beobachten, die eine deutliche Abkehr von dem normativen Topos ewiger Jugendlichkeit markierten, wie Reichertz in der Analyse des Mercedes-Spots der künstlich gealterten Sportidole Becker und Häkkinen zeigen konnte. Dieser demonstrierte nicht nur die weiterhin geltende biologische Fundierung von Altersdarstellung, die zugunsten einer vorschnellen kompletten sozialen Konstruiertheit des Alters aus der Diskussion entschwinde, sondern zeige zudem die zurückweichende Dominanz des Lobes ewiger Jugendlichkeit, die Veralltäglichsung von Heldengestalten sowie die Verdrängung des Menschen durch die Zeitlosigkeit einer Technik, die gegenüber dem immer noch biologischen Verfallsgesetzen gehorchendem Körper als altersresistent dargestellt werde.

Mit den spezifischen Dienstleistungen für Ältere befaßten sich die Beiträge von Ulrike Nagel (Magdeburg) und Bernhard Hauptert (Saarbrücken). Basierend auf einer Analyse situationsleitender Muster der Angehörigen von Funktionseliten in ökonomischen und sozialarbeiterischen Handlungsfeldern entwickelte Nagel ein Modell managerialer Professionalität. Dabei sei eine wechselseitige Durchdringung sowohl wirtschaftlicher Handlungskonzepte im sozialen Dienstleistungssektor als auch das Eindringen sozialpädagogischer Leitideen in ökonomische Handlungsfelder vor dem Hintergrund eines

allgemeinen Bedeutungszuwachses manageriellen Handelns durch fortschreitende interorganisationaler Vernetzung und die Prozesse der Europäisierung und Globalisierung zu beobachten. Zentrale Kategorie dieses Handlungstypus sei das Organisieren von Kreativität und Identitätsprozessen, bei dem Manager vor allem an der Schaffung eines Klimas der Differenzbejahung arbeiteten, um die Übersetzung von Differenzen, von Fachkulturen, Milieus, Kompetenzen, Problemidentifizierungs- und -lösungsmöglichkeiten zu ermöglichen.

Gegen die Installierung neoliberaler Deutungs- und Handlungsmuster in den Feldern der Sozialarbeit wandte sich Hauptert mit seinen provokativen Thesen, die auf eine Demaskierung des inwärtigen Dienstleistungsparadigmas abzielten. Gegen den dominierenden neuen Diskurs, der Effizienzsteigerung und stärkere Kundenorientierung als notwendige Voraussetzung für eine Umgestaltung der sozialen Arbeit postuliere, stünden dabei vor allem die strukturellen Bedingungen des Handlungsfeldes sozialer Arbeit. Die Umdefinition von Klienten zu Kunden und Sozialarbeitern zu sozialen RisikoexpertInnen und Dienstleistungsanbietern verhülle dabei den Umstand, daß in den Handlungsfeldern sozialer Arbeit keinesfalls äquivalente Tauschverhältnisse vorlägen, sondern vielmehr die Klienten, die Opfer eines ökonomischen Systems geworden sind und von den Sozialarbeitern nun erst wieder in die Lage gesetzt werden müßten, ihre Handlungsautonomie wiederzuerlangen, nun in doppelter Weise zum Opfer würden. Dem Zwang zur Standardisierung in diesem Feld stehe zudem der Charakter der Sozialarbeit entgegen, dessen Kern nicht-standardisierbare Handlungen ausmache und professionelles Handeln erfordere. Diese Professionalität indes finde in einem unablässigen Kontext von Personalität statt. Am Beispiel der Einführung von Abrechnungspunkten im Bereich der Pflege demonstriere sich das daraus resultierende strukturelle Dilemma, da hier der Versuch vorliege, professionelle Handlung aus ihrem Interaktionszusammenhang zu lösen und damit verrechenbar zu machen.

Das Problem sich verändernder Professionalität beleuchtete Michael Meuser (Siegen) anhand des sich vollziehenden Statuswandels von Medizinern. Vor dem Hintergrund des Streits um die Gesundheitsreform 2000, eines wachsenden Legitimationsdruckes, Vorwürfe der Kartellbildung und einer zunehmenden Selbst- statt Gemeinwohlorientierung zeichneten sich, so seine These, mögliche Änderungen des sozialen Status von Medizinern ab. Diese reagierten auf den Druck mit einer Kombination von Gemeinwohrrhetorik und politischer Interessenartikulation, bei welcher die Auseinandersetzungen zunehmend von den berufsständischen interorganisationellen Hinterbühnen auf die Vorderbühnen der Öffentlichkeit verlagert werden und bedienten sich sogar mitunter recht professionsfremder Mittel, wie etwa dem Instrument des Streiks. Anhand dieser Entwicklungen, die als Krise des Expertentums gedeutet werden könnten, zeige sich der Übergang von einem naiv-habituellen zu einem elaboriert-reflexiven Typus der Akzeptanz. Diese neuen Strategien der Akzeptanzbeschaffung implizierten sogar, daß Mediziner sich in ansteigendem Maße dem Urteil von Nichtprofessionellen unterwerfen. Strukturelle Veränderungen im Gesundheitssystem, wie etwa die Einführung von Rankings oder erfolgsabhängigen Honorarzählungen in Verbindung mit semantische Veränderungen, bei denen der Patient von Krankenkassen, Verbraucherschutzorganisationen - aber auch von den Mediziner selbst - zum "Kunden im Gesundheitsmarkt" umdefiniert und "mehr Markttransparenz" eingefordert wird, lassen dabei in der Folge medizinische Dienstleistungen ihre Exklusivität verlieren. Krankheit werde zunehmend im Sinne eines "Schadenfall" betrachtet, der Patient nehme "Warenqualität" an und die, am meisten bei den Spezialisten vorangeschrittene, Unterwerfung unter die Marktlogik führe zu einer Neustrukturierung des ehemals auf professioneller Autonomie gefußten Feldes. Dies impliziere Folgen für den Status medizinischer Professionen. Damit zeitigte dieser Wandel zudem Folgen für die Professionssoziologie, die sich den Fragen der Deprofessionalisierung stellen müsse und, bei Beharrung auf die

überlieferten Kriterien von Professionalität, in die Gefahr gerate, mit ahistorischen Modellen zu operieren. Professionalität erweise sich vielmehr als relationaler Status, der sich ändere, sobald die Handlungsbedingungen des traditionellen Habitus sich geändert haben.

An die These einer sich im Vollzug befindlichen diskursiven Neuordnung im Gesundheitsregime schloß der Beitrag von Werner Schneider (München) an, der den Bedeutungswandel von Tod und Sterben in der Gegenwart am Beispiel der Hirntoddebatte und der Transplantationsmedizin untersuchte. Hier zeige sich, daß die von der Moderne etablierte Diskursordnung - die Todesverdrängung - an Gültigkeit verliere und sich demgegenüber die Tendenz einer deutlichen Positivierung des Todes abzeichne. Das traditionelle memento mori, das wesentlich auf der Jenseitsverwiesenheit menschlichen Lebens aufruhe, war mit der Aufklärung erodiert und damit die kollektivverbindliche Jenseitsordnung abhanden gekommen; das Treppenmodell der Altersstufen hatte an Gültigkeit verloren. Der Tod Älterer war tendenziell sozial irrelevant geworden, Sinnoffenheit etabliert. In der Organtransplantation und der Hirntoddebatte aber zeichne sich nun ein Wandel dieses Verhältnisses ab. Wodurch aber sei die spätmoderne Todesordnung charakterisiert? Die mittlerweile umfassende Akzeptanz genießende sichere Grenzziehung durch die medizinische Todesfeststellung und die damit implizierte Todesdeutung ermögliche den Gesellschaftsmitgliedern, den Tod wieder mit Sinn auszustatten. Und zwar insofern, als daß die Organspende im Gabentausch der Bestandteile des der konstitutiv natürlichen Funktionalität verlustigen Körpers als Sinnressource für den eigenen Tod, als postmoderne Theodizee des Sterbens nutzbar werde. Deshalb sei die Etablierung eines allgemeinen Betroffenheitszwangs der Kern eines neuen memento mori, der das individuelle Leiden der Organbedürftigen in ein Leiden an den Spendenunwilligen, den Tod auf der Warteliste zu einem Sterben an der Gesellschaft umdeute.

Mit einem ganz anderen, wesentlich vitalen Aspekt des Alterns befaßte sich der Beitrag von Stefan Hornbostel (Jena). Vor dem Hintergrund der zunehmenden Zahl von Älteren - heute ist rund jeder fünfte über sechzig, während Prognosen erwarten, daß in dreißig Jahren jeder Dritte zu dieser Gruppe gehören wird - und der steigenden Kaufkraft dieser Bevölkerungsgruppe werden sich auch für den Bildungssektor neue Herausforderungen stellen. Denn Ältere sind heute fitter und gesünder als in den Generationen zuvor, und aus der Deinstitutionalisierung sowie Destandardisierung des Lebensverlaufes im Verbund mit der gesellschaftlichen Hervorhebung lebenslangen Lernens erwachsen für die Bildungsinstitutionen neue Aufgaben. Diese treten am Beispiel der Seniorenstudiengänge an Hochschulen deutlich hervor. So existieren derzeit bereits an rund 50 deutschen Universitäten Angebote für diese Zielgruppen, neben denen aber auch im kommerziellen Bereich wachsende Initiativen zu verzeichnen sind, die sich mit speziell zugeschnitten, z.T. integrierten Wohn-, Pflege- Kultur- und Bildungsangeboten an die zahlungskräftigen und bildungshungrigen Alten richten. Waren 1994 rund 24.000 Studierende unterschiedlichster Typen - vom Gasthörer, über den in spezifischen Seniorenstudiengängen immatrikulierten bis hin zum ordentlich Studierenden - an deutschen Hochschulen eingeschrieben, so wird aufgrund von Bildungsexpansion und steigender Lebenserwartung für die kommenden Jahre zudem ein weiteres, überproportionales Anwachsen dieser Gruppe prognostiziert. Die Kenntnisse über die Erwartungen und Gründe dieser Menschen, ein Hochschulstudium zu betreiben, sind allerdings noch unzureichend erforscht. Erste Ergebnisse zu der Frage, was Ältere von einem Studium erwarten, welche gesellschaftspolitischen Forderungen sich daraus ableiten und welche Veränderungen für die universitären Institutionen damit verbunden sein könnten, boten die Ergebnisse einer Untersuchung, die Hornbostel referierte. So zeigt sich etwa bei der Frage nach der Motivation zum Studium, daß der überwiegende Anteil (93 %) aus rein privatem Bildungsinteresse studiert. Demgegenüber hoffen lediglich 17 % durch das

Studium fehlenden Qualifikation zu erlangen, die vor allem für ehrenamtliche Tätigkeiten dienen, wobei diese letztere Motivation allerdings deutlichen Zuwachs erfährt. Die vornehmlich an der Idealen einer *vita contemplativa* orientierte Einstellung der Seniorenstudenten manifestiert sich auch in den gewählten Fächern, bei denen die Geisteswissenschaften an der Spitze stehen: rund 53 % der Älteren studieren Geschichte, 31 % Theologie, 27 % Literatur, 26 % Psychologie, 15 % Pädagogik, 14 % Soziologie, 10 % Philosophie, 9 % Jura, Kunst oder Biologie, während in allen anderen Fächer zusammen lediglich unter 9% der Seniorenstudierenden immatrikuliert sind. Die Fächerwahl folge somit einem bildungsbürgerlichen Muster. Die Gründe für die wachsende Präsenz von Senioren an der Alma Mater werden heute zwischen den Extremen präventativer sozialtherapeutischer Maßnahme einerseits und - unter dem Einfluß der Kommunitarismusdebatte - einer stärkeren Nutzung der Fähigkeiten und Förderung der Potentiale von Älteren andererseits diskutiert. Für die Hochschulen stellt sich damit nicht nur die Herausforderung einer immer größer werdenden und immer stärker an konkreten Verwertungsinteressen ihres Studiums interessierten Hörerschaft von älteren Semestern, die allerdings keine hinsichtlich ihrer Interessen und Fähigkeiten einheitliche Gruppe darstellen. Stelle man zudem in Rechnung, daß in den kommenden Jahren rund 2/3 der derzeitigen Hochschulprofessoren emeritiert werden wird, so werden sich für das bis lang typische Verhältnis in den Vorlesungssälen - erwürdiger Greis trifft auf jugendliche Hörerschaft - vermutliche einige Veränderungen ergeben. Als besondere Frage stelle sich dabei, welche Rolle bei diesen Veränderungen die, bislang faktisch neutralisierte, Figur des Emeritus spielen könne.

Eine grundlegende phänomenologische Analyse von Alterungsprozessen aus der Perspektive des alternden Subjektes selbst stellte Thomas Eberle (St. Gallen) in seinem ebenso klaren wie bewegenden Vortrag vor. Dem lag die These zugrunde, daß eine phänomenologische Analyse für das Verstehen der Zerfallserscheinungen subjektiver Orientierungsleistungen in bestimmten Alterungsprozessen unabdingbar sei. Eberle konnte damit in ergreifender Art die Fruchtbarkeit der Phänomenologie für die Analyse von neurologischen Degenerationsprozessen demonstrieren. Am Fallbeispiel einer Person mit Altersdemenz illustrierte Eberle, durch einen Kontrast mit dem in der Phänomenologie als Ausgangspunkt gewählten Erleben des hellwachen Normalbewußtseins eines Erwachsenen und dessen Leistungen, den sukzessiven Verfall von Zeit- und Raumerfahrungen, von Sinnzusammenhängen und moralischen Tatsachen, die konstitutiv sind für unser Normalbewußtsein und zeigte damit die analytischen Fähigkeiten der phänomenologischen Konstitutionsanalyse bei der Applizierung auf deviante Fälle. Damit wurde ein neuer Forschungshorizont eröffnet, der, dem Plädoyer Eberle folgend, in eindrucksvoller Weise die Leistungsfähigkeit phänomenologischer Analysen für die Untersuchung aktueller Gegenwartsfragen aufgezeigt hat, und somit eine Reihe von erhellenden empirischen Untersuchungen nach sich ziehen könnte.

Die selbe Grundsätzlichkeit der Überlegungen kennzeichnete den Vortrag von Hans-Georg Soeffner (Konstanz), der über die inhärenten strukturellen Dilemmata eines professionalisierten Altruismus reflektierte. Die unaufhebbaren Strukturkonflikte in der Pflege gründeten sich auf einen historischen Entwicklungsprozeß, der sich in drei Phasen rekonstruieren ließe: War Fürsorge zunächst primär bei den Betroffenen selbst angesiedelt, so wurde sie im Mittelalter institutionell von 'Dienern Gottes' aus religiösem Antrieb unternommen und einem idealisiertem Dritten gegenüber für Gotteslohn geleistet. Im neunzehnten Jahrhundert rückt dann die Fürsorge durch die Etablierung sozialgesetzgeberischer Vorgaben und genossenschaftlicher Institutionen als 'Mildtätigkeit auf dem Verordnungsweg' in eine dritte Phase. Als deren Konsequenz entstehen Pflegeberufe, in denen Affektverwaltung und Gefühlsarbeit (Anselm Strauss) geleistet werden müssen:

Altruismus wird zum Beruf, und damit ergeben sich eine Reihe neuer Paradoxien und Strukturkonflikte: In doppelter Loyalität ist der Helfende nun dem Klienten einerseits und der hilfeleistenden Institution andererseits verpflichtet. Zudem wird das Verhältnis von Helfendem und Geholfenem verwickelter, denn auf der einen Seite ist der Professionelle dem Hilfesuchenden übergeordnet, da er als Spezialist dem Laien gegenübersteht, zugleich aber ist der bezahlte Altruist dem Klienten untergeordnet, weil er entlohnt wird, und zwar - via der Beteiligung des Gepflegten an den kollektiven sozialen Sicherungssystemen - von genau diesem selbst. Während andere professionelle Leistungen, etwa medizinische, punktuell erfolgen, erfordert zudem die Pflege eine Veralltäglichsung der professionellen Haltung, welche die berufliche Haltung tendenziell umdefiniert zu einer privaten Beziehung. Daraus ergibt sich ein besonderes Spannungsverhältnis von professioneller Distanz einerseits und gleichzeitiger Notwendigkeit zu lebensweltlicher Nähe in der Pflege andererseits. Wenn nun Pflegeleistungen sich an Ältere richten, so tritt außerdem das strukturelle Paradox von größerer Lebenserfahrung bei den Klienten hier versus einer größeren Berufserfahrung bei den (meist jüngeren) Helfern dort deutlich hervor. Pflege erfolgt darüber hinaus innerhalb eines größeren Kontextes, bei dem das Ziel der pflegerischen Aktivität nicht in der Wiedereinbettung in soziale Gemeinschaften bestehen kann. Das Problem beruflichen Helfens, so die Hauptthese Soeffners, ist nicht die Integration - im Sinne einer 'Teilhabe' - in eine Gemeinschaft, sondern vielmehr die Etablierung einer unmittelbaren, individualisierten Form der Beziehung. Daraus folgt als Konsequenz für die Ausbildung des Pflegepersonals die Forderung nach einer verstärkten Einübung in Fallspezifiken anstelle einer Perfektionierung im Absolvieren durchstandardisierter Pflegeroutinen.

Aus ökonomischer Perspektive beleuchtete Georgm Merse (Vechta) die strukturellen Veränderungsprozesse in der stationären Altenpflege, die im Zuge der Etablierung von Qualitätssicherungsmaßnahmen aufgrund des neuen Pflegeaktivitätssicherungsgesetzes auf die Pflege zurückwirken. Merse kritisierte dabei die Logik der bisherigen Implementation, die weniger von exakten Analysen über die Bedingungen, als vielmehr von der Diskussion um den vermeintlichen "Pflegenotstand" und von abstrakten theoretischen-formellen Modell geleitet wird, ohne daß bislang ausreichend empirische Befunde über die Umsetzung und die Auswirkung dieser Maßnahmen auf die pflegerische Praxis vorliegen. Juristische Rahmenvorgaben schaffen dabei einen Handlungsdruck, der zu einer Applikation von Maßnahmen führt, die nach mehr oder minder willkürlichen Kriterien aus einer unüberschaubaren Vielfalt des Angebots von Qualitätssicherungsmethoden ausgesucht werden und zum Teil in erheblichem Maße in den Ablauf der pflegerischen Tätigkeiten eingreifen. Das alltagspraktische Handeln und der berufliche Habitus der in der Pflege Tätigen werden vor der Implementation unzureichend beobachtet, was eine Entwicklung mikrotheoretischer Ansätze und die Erweiterung der Forschung in Richtung einer Analyse berufsspezifischer Handlungsmuster notwendig mache.

Ein Beispiel, wie die Umsetzung dieser Forderungen bewerkstelligt werden könnte, gab der Beitrag von Christoph Maeder (Rorschach), der sich anhand der Entwicklung eines Leistungserfassungsinstrumentes für die Pflege mit dem Paradox der Notwendigkeit und Unmöglichkeit, Pflegearbeit zu messen, auseinandersetzte. Vor dem Hintergrund der Einsicht in die Macht von Zahlen und der Notwendigkeit einer numerischen Repräsentation von erbrachten Leistungen in einem auf dem naturwissenschaftlichen Paradigma gefußten Vermessungsmodell in unserer Kultur, ergibt sich die besondere Herausforderung innerinstitutioneller Einflussicherung in ganz besonderem Maße aus der Fähigkeit, eigene Leistungen in Zahlenverhältnisse zu überführen. In dieser Hinsicht läßt sich etwa für das Beispiel des Spitals beobachten, daß diese legitimatorischen Ressourcen insbesondere für die medizinische und die ökonomisch-verwaltungstechnischen Organisationseinheiten bereits in

etablierten Formen der Repräsentation ihrer Arbeitsleistungen zur Verfügung stehen, während die pflegerischen Tätigkeiten bislang nicht über derartige Instrumente verfügen. Zudem können Medizin und Ökonomie auf universitäre und wissenschaftliche Legitimationen zurückgreifen. Diese Ausgangslage war der Grund für die Entwicklung eines Leistungserfassungssystems für die Pflege, das als brauchbares Artefakt nach langen ethnographischen Feldstudien und ethnosematischen Analysen entwickelt wurde und als Erfolgsmodell in mehr als 1000 Spitälern der Schweiz installiert wurde. Der Einsatz des Systems hat zu einer innerorganisatorischen Machtverschiebung zugunsten der Pflege geführt, zeigt zugleich aber auch die Grenzen der Verrechenbarkeit von Pflegearbeit auf. Das grundsätzliche Meßproblem besteht in der Simultaneität verschiedener Handlungssequenzen, bei der viele Arbeiten tendenziell übersehen werden - Behaglichkeits- und Trost-Arbeit (Strauss) etwa können nicht erfaßt werden. Als ethnographisch fundiertes Konstrukt aber, als Wirklichkeitskonstruktionsinstrument in Händen der Betroffenen selbst, ergibt sich ein Machtzuwachs der Pflege und eine Verschiebung des innerorganisatorischen Gewichts auf Kosten der Mediziner. Dieses Instrument funktioniert dabei ganz wesentlich deswegen, weil es unter eigener Definitionsmacht der Pflegenden steht.

Auf das überwiegend negativ bewertete, durch reduktionistische Vorstellungen dominierte und an Verfalls- und Verlustvorstellungen orientierte medizinische traditionelle Alterskonzept verwies Heidrun Kaupen-Haas (Hamburg) in ihrem Beitrag. Daß eine Reorientierung in dieser Hinsicht auch zu Erweiterungen der empirischen Sozialforschung über Patienteninteraktionen, die geläufigerweise als außerhalb des empirischen Zugriffsmöglichkeiten verortet aus dem Blick geraten, demonstrierte die Medizinsoziologin dabei exemplarisch an ihren Untersuchungen zu verwirrten und ohnmächtigen Patienten in der Arzt-Patient-Beziehung. Hier eröffnet sich ein noch weitgehend unbearbeitetes Forschungsfeld, das auch methodische Erweiterungen, etwa den Einbezug technischer Aufzeichnungsdaten, in die Analyse erfordert, etwa bei der Untersuchung von komatösen Patienten oder Apallikern.

Die schwindende Kraft des Topos der Todesverdrängung adressierte Hubert Knoblauch (Zürich) in dem finalen Beitrag der Tagung. Wie die Ergebnisse zu Forschungen über Todesnäheerfahrungen, aber auch der wachsende Einfluß der Hospizbewegung und nicht zuletzt die aufbrechende Diskussion um die Sterbehilfe als beispielhafte Indikatoren aufzeigen, verliert das Tabu des Todes in der späten Moderne an Wirksamkeit. Ja es läßt sich sogar institutionell die Entwicklung eines Komplexes "sozialen Sterbens" beobachten, der parallel zum Prozeß des biologischen Sterbens entsteht, und welcher der vergegenständlichenden Logik und dem dominanten medizinischen Blick der Entpersönlichung und Verdinglichung eine Tendenz der Subjektivierung und Personalisierung des Todes entgegengesetzt. Dabei erwächst diese Tendenz gegen die strukturellen Probleme einer Routinisierung und Departmentalisierung des Sterbens. Folglich lassen sich aktuell in unserer Gesellschaft zwei - einander gegenläufige - Entwicklungen identifizieren, bei der einerseits Dienstleistungen des Sterbens zunehmend standardisiert und sozial ausgegliedert werden, gleichzeitig aber andererseits das Todesthema in die breite öffentliche Diskussion zurückkehrt. Die Gründe dafür sieht Knoblauch in zwei strukturellen Ursachen verankert, die mit der Idealisierung des Körpers und der Bedeutungsoffenheit angesichts des aufgebrochenen religiösen Sinndeutungsmonopols des Todes zusammenhängen, der sich einem allgemeinen Sinndefizit ausgesetzt sieht.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß es den Veranstaltern mit dieser Tagung gelungen ist, das Phänomen des Alterns in der intendierten Weise aus einer Vielzahl von Perspektiven in den Blick zu nehmen, ohne jedoch der inhärenten Gefahr zu erliegen, lediglich disparate und

zusammenhanglose wissenschaftliche Erkenntnisse, Interpretationen und Deutungen nebeneinander zu stellen. Daß damit die Chance intensiver Anschlußdiskussionen über die sozialen Dimensionen des Alterns, seiner vielfältigen Dimensionen und der darauf abzielenden Dienstleistungen eröffnet wurde, lag nicht nur an dem bemerkenswerten durchgängig hohem Niveau der Referate, sondern auch an der in den Diskussionsbeiträgen deutlich signalisierten Bereitschaft und dem Interesse, sich auf die Sichtweisen der jeweils anderen disziplinären theoretischen und methodischen Zugänge einzulassen und sich mit ihnen konstruktiv auseinanderzusetzen. Damit dokumentierte die Tagung in eindrucksvoller Weise, wie sehr eine interdisziplinär verstandene Gerontologie vom analytischen Instrumentarium, von den methodischen Zugangsweisen und dem Reflexionspotential einer (wissens-)soziologischen Perspektive auf ihren Gegenstand bereichert werden kann, was eine Fortsetzung des aufgebrochenen Diskussionsprozesses umso notwendiger und wünschenswerter erscheinen läßt.

Hinweis: Dieser Tagungsbericht erscheint als Abdruck in der Zeitschrift [Soziologie](#) der DGS Heft 4/2001